

Leseprobe aus



Der letzte Royale

Nachdem der Sammler das Geheimnis um Paris und seinen Fuchs gelüftet hat, werden die Rufe einer Rebellion gegen die Behörde lauter – zumindest hofft Paris es. Er kann sich nicht mehr verstecken, denn nun kennt das ganze Land sein Gesicht. Sie nennen ihn den letzten Royalen. Im Untergrund halten die Kämpfe der Schützer der Tiere an. Doch es geht nicht nur um die Tiere, es geht auch um die Zukunft des größten Raubtiers, das die Erde je bevölkert hat: den Menschen. Paris steht vor der Entscheidung, ob er als Royaler leben möchte oder als Rebell ... und ob er bereit ist, alles zu verlieren, selbst den Bauernhof und seine Familie.



Autor

Alexander Levin Aurel wurde 1993 in Schleswig-Holstein geboren. Er stammt von einem Bauernhof. Das ist alles, was ihr für dieses Buch wissen müsst.

www.levinaurel.com

LEVIN AUREL

*Der letzte
Royale*

ROMAN

Folgt Levin Aurel auf
[Facebook](#) und [Instagram](#)

1. Auflage

Findeltier Band 2

© 2022 – Alexander Greiner

Drehnitzstraße 9, 16225 Eberswalde

kontakt@levinaurel.com

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Levin Aurel unter Verwendung der

Fotoaufnahme von Trevor McKinnon

ISBN XXX-X-XXX-XXXXX-X

www.levinaurel.com

Wenn ich die Tränen gezählt hätte,
die nicht hätten vergossen werden müssen,
hätte es Ozeane gefüllt.

AKT I

Die Menschen haben ein Monster erschaffen,
das sie nicht mehr beherrschen können.

Kapitel 1

Ein Wunder

Wenige Tage nach dem Nationalfeiertag.

Es war Abend. Ich erhob mich aus meinem Krankenhausbett. Die Fliesen waren warm wie vom Feuer unseres Ofens. Die Wunde an meiner Schulter juckte unter dem schweren Verband. Ein Tropf stand neben mir. Durch einen Schlauch flossen Schmerzmittel in meinen Körper. Die Kugel, die mich getroffen hatte, lag auf dem Nachttisch.

Ich war alleine. Nur mein Freund Menel schlief auf einem Sessel in der Ecke des Raumes, neben ihm stand ein Radio. Ich schaltete es ein. Es besaß keine Drehknöpfe mehr, wie das in unserer Küche. Ich vermisste das Knistern und den Stromschlag, den man jedes Mal bekam, wenn man es anfasste. Alles erinnerte mich an zuhause, die Regentropfen, die die Scheibe hinabflossen und die Kürbissuppe mit künstlicher Sahne, selbst das Grunzen, das Menel ausstieß, ließ mich an meinen kleinen Bruder denken. Norddamm war tausende Kilometer entfernt. Doch ich wünschte, auf dem Teppich neben meinen Geschwistern zu liegen, um einschlafen zu können.

»Es ist eine wissenschaftliche Sensation! Wenn sie heute Abend erst einschalten, werden Sie ihren Ohren nicht trauen. Es gibt Tiere«, sagte die Stimme aus dem Radio. »Solche Wiederfunde von ausgestorbenen geglaubten Arten bezeichnen Wissenschaftler als Lazarus-Effekt. Bleiben sie dran und verpassen sie nicht die Geschichte, die das ganze Land in Atem hält ...«

22 Uhr. Ein Fliegeralarm unterbrach den Radiosprecher und tönte durch die Gassen. Nach den Ausschreitungen am Nationalfeiertag waren in den Städten nächtliche Ausgangssperren verhängt worden. Die Regierung wollte die Menschen in den Häusern behalten wie bei der Seuche.

Die wenigen Minuten auf der Bühne am Nationalfeiertag traten in meinen Kopf, die Menschen mit Tränen in den Augen, als sie von den Tieren erfuhren, der Schuss, der die Stille durchbrach, wie Menel sich über mich beugte und einen Stoff auf meine blutende Wunde drückte, und auch, wie er sich im Helikopter am Griff festkrallte und immer wieder besorgt zu mir schaute. Der Schatten aus meiner Kindheit war zu meinem größten Freund geworden. Menel grunzte wieder.

Ich blickte aus dem Fenster. Ein Mädchen und ein Junge waren auf den Straßen zu beobachten, wie sie sich von Haus zu Haus hangelten, um vor der Behörde unentdeckt nach Hause zu gelangen. Sie erinnerten mich an Daria und mich. Sie brachen das Gesetz. Und sie nahmen in Kauf, mit einer Schlinge um den Hals Müll von den Straßen zu sammeln. Oder Schlimmeres. Als zwei Behördenwagen mit dem Ton ihrer Siren vorbeirasteten, duckten sie sich hinter einem geparkten Fahrzeug.

Meinen Arm konnte ich nach der Operation noch nicht heben. Das Projektil war direkt neben meiner kugelsicheren Weste eingeschlagen. Die Kugel hatten sie entfernt, doch der Schmerz war geblieben. Ich wusste nicht, was aus dem Schützen geworden war. *War er in der Menschenmasse verschwunden?*

Ich hob mein Nachthemd an und betrachtete meinen Oberkörper in der Spiegelung der Fensterscheibe. Mein Brustkorb war von den Tritten von Oswald bläulich verfärbt, zwei Rippen waren angebrochen. Auch meinem Gesicht sah man die Schläge an, über meinem Auge war ein Cut. Mein Vater hätte gesagt, dass ich ramponiert aussehe, oder verbeult wie sein Kombinationskraftwagen, *aber wer noch stehen kann, kann noch arbeiten*. Ich drehte mich um. Eine Pille lag in einem Schälchen beim Bett, es war eine Vitaminpille ... oder ein Antibiotikum. Die Krankenhäuser hatten für die Menschen in der Hauptstadt besondere Reserven angelegt. In Norddamm starben Menschen selbst an einfachen Infektionen, auch durch die Nägel, die sich die Kinder im Block durch die Hände schlugen.

Ich legte mich wieder in mein Bett und schloss die Augen. Die Menschen im Radio sprachen weiter, am meisten über den letzten Royalen, wie sie mich nannten. Als ob sie die Tiere

schon wieder vergessen hätten. Im Fernsehen zeigten sie nur wenige Bilder der Ausschreitungen – hunderte Menschen hatten durch Gummigeschosse und Wasserwerfer ein Auge oder ihre Zähne verloren. Sie waren in die Gullys der Stadt gespült worden, zu den Wasserfilteranlagen von Oswald. Es war fast erschreckender gewesen, zu sehen, wie schnell der Ruf nach einer Revolution an diesem Ort erstickt worden war. Es war nur wenige Stunden nach der Gewalt wieder still, fast zumindest. Und die Behörde war in die Hauptstadt zurückgekehrt. In anderen Städten brodelte es noch, dort, wo mehr Armut herrschte und es mehr Ratten und auch mehr Rattenfresser gab, die sie in Bolognese und Kartoffelaufläufe reinwarfen.

Die Schützer der Tiere führten viele der Ausschreitungen an, mehrere von ihnen waren ums Leben gekommen, hatte mir Menel erzählt. Nicht einmal die Bilder getöteter Behördler erreichten die Nachrichten. Es sollte nicht möglich erscheinen, einen Behördler zu töten. Doch ich hatte gesehen, dass auch sie nur Menschen waren. Es waren blutige Tage und Nächte gewesen. Und ein Ende der Gewalt war nicht in Sicht.

Ich blickte zur Uhr. Mehrere Stunden schienen vergangen zu sein.

»Kannst du wieder nicht schlafen?«, fragte Menel plötzlich.
»Oder habe ich geschnarcht?«

»Mir geht einfach viel durch den Kopf«, antwortete ich.

»Tut die Schulter noch weh?«

»Sie brennt, ja.«

»Deine Kugel war ein verfluchtes Mistvieh. Ich weiß nicht, warum du sie aufhebst.« Er stand auf. »Ich geh zum Süßigkeitsautomaten. Willst du auch was?«

»So spät?«

»Warum frag ich überhaupt? Isst du auch wirklich genug?«

Ich hatte ihm vorhin schon meinen Pudding stehen gelassen. Er ließ mich zu sehr an den selbstgemachten Pudding meiner Mutter denken. Und ich wusste auch, wie gerne er ihn mochte.

Menel wischte sich durchs Gesicht – es ähnelte einem alten, zusammengequetschten Sofakissen – und trottete verschlafen aus dem Zimmer. Ich sah ihm an, dass er ein ordentliches Bett vermisste. Doch er wollte diesen Ort nicht ohne mich verlassen.

Im Radio erzählten sie vom Lazarus-Effekt und wem er seinen Namen zu verdanken hatte. Doch *was geschieht, wenn Totgeglaubte wieder zum Leben auferstehen und sich die Wahrheit als Lüge herausgestellt hat?* Mein kleiner Fuchs war beim Sammler. Das Krankenhaus hatte etwas gegen Tiere im Gebäude.

Ich griff den Tropf und stolperte in den Flur. Menel stand abgestützt am Süßigkeitenautomat, kaum fähig auf den Beinen zu stehen. Es war, als ob wir aus der Zeit herausgefallen wären. In anderen Zimmern brannte schon das Licht. Die ersten Strahlen der Sonne fielen in den Flur. Einer meiner Sicherheitsmänner trank seinen vierten Kaffee und meckerte vor sich hin, dass ich besser zurück ins Zimmer gehen solle. Verschlafen blickte er mir nur nach, als ich an ihm vorbeiging.

Es war ein gespenstischer Ort. Das Mädchen am Ende des Gangs winkte mir zu. Sie lebte hinter einer Plastikfolie. Sie war eines der Kinder, das ohne eine Atemmaske nicht einmal mehr das Gebäude verlassen konnte. In anderen Räumen waren Kinder mit Übergewicht und Bluthochdruck, selbst mit Rheuma und künstlichem Darmausgang. Ihr eigenes Immunsystem griff sie an. Ich war mit Matsch, Keimen und Tieren, die mir übers Gesicht leckten, aufgewachsen, diese Kinder kannten nur die sterilen Räume des Krankenhauses oder die Luftfilteranlagen, die ihre Kinderzimmer rein hielten. Manche, wenn sie Pech hatten, auch Weichmacher aus ihren Plastikspielzeugen. Einige hatten sogar bereits Spenderorgane. Es war ein anderes Leben, das sie lebten. Sie hatten vollgefüllte Mägen – oder Plastiksäcke –, aber ihnen schien dennoch etwas zu fehlen, selbst wenn es nur ein neues Herz war.

Im Norden starben die Menschen an zu wenig Essen, im Süden an zu viel. Ein Teufel oder ein Narr musste diese Welt lenken. Es waren Kinder, die ohne Maschinen und Spritzen nicht mehr überleben konnten, selbst wenn sie wollten.

Ich kehrte in mein Zimmer zurück. Auf meiner Krankenakte stand: *Keine Allergien gegen Medikamente*. In dem Moment hörte ich die Toilettenspülung. Ich blickte zum Sicherheitsmann, er aß die Hälfte eines Schokoriegels und unterhielt sich mit Menel. Zeppelin trat an sie heran.

Was wartete hinter der Badezimmertür auf mich? Welches Monster war es? Es konnte alles sein, von einer Ratte, die auf die Toilettenspülung gefallen war – auch wenn es an diesem Ort nur wenige gab –, bis zu einem Attentäter mit einem Messer. Oder war es nur eine Reinigungskraft? Die Badezimmertür öffnete sich. Mara trocknete sich ihre Hände an ihrem Pullover ab und lächelte mich an.

»Du?«, flüsterte ich. »Wie lange steckst du schon da drin?«

Sie hob zwei Finger.

»Zwei Stunden?«

Sie nickte. Ich reichte ihr einen Zettel und einen Stift.

Mara blickte mich an und kniff die Augen zusammen. Sie schrieb eine ganze Weile. »Du siehst fürchterlich aus. Ich habe dich noch vor Oswald Schwarz gewarnt. Und übrigens, erzähl deinen Wachen, dass sie besser aufpassen müssen. Du hast Glück, ich bin nicht hier, um dich zu töten.«

»Vielleicht haben sie dich für eines der kranken Kinder gehalten«, sagte ich und blickte erneut zu Zeppelin.

Gewöhnlich hielt er alle Ein- und Ausgänge im Blick und ließe niemals zu, dass jemand Fremdes in meine Nähe käme. *Doch die anderen, lag es nur an den verschlafenen Sicherheitsleuten?*

»Ich passe in Kisten und Koffer«, schrieb sie. »Die Regenerinnen halten mich auch.«

»Und was machst du hier?«

»Auf dich aufpassen.«

»Du musst wirklich damit aufhören! Du musst doch ein Leben haben, etwas, was du lieber tust.«

Sie schüttelte den Kopf und errötete.

»Nicht?« Ich lachte, es stach in meinen Rippen. »Wo wohnst du eigentlich?«

Sie zuckte mit den Schultern.

»Das ist ein Geheimnis?«, fragte ich.

Sie nickte.

»Du weißt so viel über mich, ich weiß nichts über dich«, sagte ich.

»Ich habe keine Vergangenheit«, schrieb sie auf.

»Hast du wenigstens Hunger? Es könnte Zeit fürs Frühstück sein.«

Sie nickte erneut.

»Die Krankenschwestern können es bringen.«

Mara verzog das Gesicht. »Ich kenne einen besseren Ort«, schrieb sie, »... außerhalb des Krankenhauses.«

»Also los!« Ich zog die Schläuche aus meinem Arm und wanderte zurück auf den Flur. Ich war mir nicht sicher, warum Zeppelin einwilligte, mich das Krankenhaus verlassen zu lassen. Vielleicht wusste er, was noch auf mich zukäme, und er wollte mir einen letzten normalen Morgen schenken.

Die Stille eines neuen Tages lag in der Stadt, die nur von den Sirenen der Behördenwagen unterbrochen wurde. Er fuhr uns in einen kleinen Imbiss. Mara hatte ihm die Adresse gegeben. Er lag in einem der ärmeren Viertel. Ich trug die pinke Schirmmütze mit dem glitzernden Einhorn und hatte mir Menels Kapuzenjacke halb über das bläuliche Nachthemd gelegt, um unauffälliger zu sein. Mara bestellte Pfannkuchen mit Ahornsirup. Es stand nicht auf der Speisekarte. Es war ein stilles Frühstück mit vereinzelt unschuldigen Blicken. Sie musste mehrere Jahre jünger sein als ich. Auch ohne ein Wort war es zauberhaft. Wir saßen auf einfachen Holzbänken, nur Menel und Zeppelin fanden in einer der Ecken Platz – selbst der eitle Zeppelin hatte sich gegen seinen Willen einen Pullover angezogen. Draußen warteten die Söldner und bewachten uns. Es musste sonderbar für die Besitzerin gewesen sein, eine urige kleine Dame mit wuchtigen Augenbrauen und einer schwarzen Warze, mich und mein höfisches Gefolge zu sehen.

Zwei weitere Frauen beäugten uns und tuschelten. Erkannten sie mich unter meinen blauen Flecken? Meine Narben waren nicht zu übersehen.

»Sollen wir dich nach Hause bringen?«, fragte ich Mara. »Oder wo auch immer du schläfst.«

Sie schüttelte den Kopf, umarmte mich vorsichtig, um meine Rippen nicht durchzubrechen, und verließ den Imbiss.

Noch immer starrten die beiden Frauen zu mir. Eine fummelte in ihrer Handtasche herum und zog ein Telefon mit Kamera hervor. »Ich glaube, es ist der Prinz«, raunte sie.

Zeppelin stand auf und stellte sich zwischen mich und die Frauen.

»Jetzt ist dieser unhöfliche Mann im Weg«, flüsterte die Frau mit dem Telefon und tippte ihn an. »Entschuldigung! Entschuldigung!«

»Können wir endlich dieses verkommene Viertel verlassen?«, fragte er. »Wir sollten zurück ins Krankenhaus und weg vom Ungeziefer.«

»Ich geh nur mal eben zu den Toiletten«, erwiderte ich.

»In diesem schmutzigen Laden?«

Die Besitzerin schielte böse zu ihm rüber, als ob sie seinen Körper mit einer Knochensäge zerschnitt. Der Flur zur Toilette war bräunlich verschmutzt, eine der Toiletten war verstopft, Kotstückchen schwammen in der Schüssel. Ein schmales Fenster mit Gitterstäben führte in eine Gasse. Ich konnte den Geruch nach altem Bratfett, von draußen kommend, riechen. Ich drehte den Griff vom Fenster. Es fiel beinahe aus der Verankerung. Ich wusste nicht, was mich überkam. Ich wollte den Morgen nicht enden lassen und mich alleine in einem leeren Krankenhausbett wiederfinden. Ich wollte ich selbst sein. Oder waren es nur die Schmerzmittel, die mir den Verstand geraubt hatten?

Mit einem Sprung, ohne einen weiteren Gedanken verloren zu haben, rutschte ich über das Fensterbrett und landete dumpf kopfüber auf dem Asphalt, direkt neben einer weggeworfenen Couch, die einem Obdachlosen gehören musste. Ich stieß die Luft in meinen Lungen aus und drehte mich auf den Rücken. Der Schmerz in meinem Brustkorb lähmte mich. Ob die Rippen nun durch waren? Die restlichen Schmerzmittel in meiner Blutbahn ließen es zu, dass ich mich an der Mauer auf die Beine ziehen konnte.

Ich trat gebückt aus der Gasse hinaus. Auf der linken Seite standen meine Bewacher, sie blickten zu einem Balkon, an dem mehrere Büstenhalter hingen. Sie hofften, dass die Dame (oder der Herr), der sie gehörten, ebenfalls erschien. Auf der rechten Seite erblickte ich Maras Zopf. Ich zog meine Kapuze tiefer, senkte den Kopf und lief ihr hinterher. Auf dem Boden wehte ein Mundschutz an mir vorbei, ich griff ihn, schüttelte ihn aus und legte ihn mir verkehrt herum übers Gesicht, um mich hinter der Maske zu verstecken.

Mara bewegte sich schnell durch die Stadt. Sie nahm eine Untergrundbahn und fuhr weiter hinaus. Ich saß zwei Waggonabschnitte von ihr entfernt. Nur wenige Menschen waren im Zug. Ich stellte mir Zeppelins wütendes Gesicht vor, als er den leeren Toilettenraum mit dem offenen Fenster (und dem Kot in der Toilette) vorfand. War er auf der Suche nach mir oder wollte er mich meinem Schicksal überlassen, um mich loszuwerden?

Die Türen der Bahn öffneten sich. Ein scharfer Wind wehte über den Vorplatz. An den Bahnhof grenzten Wohnhäuser und Fabrikgebäude. Sie sahen verkommen aus, wie die Hälfte des Landes. Eine Schicht aus Schlamm, vom Regenschauer am Nationalfeiertag, bedeckte den Boden.

Bei einer Metalltür klopfte sie. Es war eine alte Fabrikhalle ohne Fenster. Die Tür öffnete sich. Eine Kamera war in der Ecke angebracht. Mit einem Knarzen schloss sich die Tür wieder.

Ich lief am Gebäude vorbei. Ein Licht trat aus einem Fenster hervor, es lag in zwei Meter Höhe, hinter einer dunklen Wand. *Sollte ich klingeln? Wer würde die Tür öffnen?* Mehrere verriegelte Warenannahmen für LKW lagen vor mir.

Da hallte ein Schuss durch die Straße, ein Lärm wie von einer Pistolenkugel. Ich zuckte zusammen und atmete schnell, bis ein ratterndes Zweirad, das eine Fehlzündung gehabt hatte, an mir vorbeifuhr. Doch hinter ihm bog ein schwarzes Fahrzeug um die Ecke und blieb auf dem Parkplatz vor mir stehen. Die Tür sprang auf. Zeppelin blickte mich an.

»Sofort einsteigen, Junge!«

Ich sank auf den Sitz.

Er musterte mein geschundenes Gesicht. »Was hast du dir dabei gedacht?«

»Ich wollte etwas frische Luft schnappen. Wie habt ihr mich gefunden?«

Er tastete meine Jacke ab und zog Menels Telefon aus der Tasche.

Wir kehrten zum Krankenhaus zurück. Die Stimmung in der Lobby war verändert. In jeder Ecke standen Personenschützer. Ihre Anzüge saßen schlechter als von denen, die sich um mich kümmerten.

Ein dünner Herr trat auf mich zu. Ich kannte ihn nicht. Er arbeitete nicht fürs Krankenhaus. »Bitte folgen Sie mir, Herr Meisner. Sie werden erwartet.«

Er führte mich zurück in mein eigenes Krankenzimmer. *War es der Sammler, der mich erwartete?*

Zeppelin blieb vor meiner Zimmertür stehen. Ein alter Mann mit weißem Haar stand vor dem Fenster und blickte auf die Straße. Sein Rücken war gebeugt. Er drehte sich um. Es war der Präsident. Es war kein Spiel mehr, auch wenn es mir die Kugel in meiner Schulter klar gemacht haben sollte.

Kapitel 2

El Presidente

Der Präsident hielt die Kugel von meinem Nachttisch in der Hand. Ich betrachtete ihn. Seine Haut war dünn und faltig. Er war wirklich nur ein alter Mann. Er roch sogar alt, ein bisschen wie Emanuel. Sein Parfüm, das in den Fasern seines Anzugs lag, und die aufgehellten Zähne versuchten, es zu kaschieren. Er blickte in meine Augen, ich spürte mein Herz in ihnen pulsen. Die Müdigkeit erreichte mich.

»Haben Sie sich verlaufen?«, fragte ich. »Sie sind der Präsident.«

»Hallo, Paris, ich hoffe, ich störe nicht. Nur selten lässt man mich so lange warten.« Er sprach mit einer ruhigen Stimme und legte die Kugel zurück. »Sie hätte auch mich treffen können. Dein junges Fleisch heilt zum Glück schneller. Auf mich wurde auch mal geschossen, doch es war nur ein Streifschuss an meinem Arm.«

»Ich bin aber kein Präsident.« Ich setzte mich aufs Bett.

Der Präsident sank in den Stuhl neben mir und griff in seine Jackettasche. »Bonbon?«

»Nein, danke.«

»Du hast mitbekommen, was im Land los ist?«, fragte er. »Die Menschen kämpfen auf den Straßen gegeneinander. Die Gewalt spaltet unser Land, wie damals, als die Royalen starben, aber davon hast du in deinem Alter vermutlich nur gehört. Auch ich habe damals Freunde verloren. Und nun wollte ich wenigstens nach einem der letzten sehen ...«

Wie viele Royale lebten noch? Es waren mindestens sechs: Schmidt, Emanuel, seine Mutter, meine Geschwister und ich. Doch ich war mir sicher, dass wir nicht die Einzigen waren. Sie werden ein gutes Leben hinter Mauern führen, mit Kaviar und klassischer Musik. Sonntags könnte es auf die Jagd gehen, nach

echten Tieren oder mechanischen Füchsen. Und hin und wieder in den Zoo, in einem der schwarzen Kästen.

»Du bist wie aus dem Nichts gekommen, du und dein Fuchs. Es war selbst für mich eine große Überraschung. Aber die Menschen scheinen dich zu mögen. Du hast etwas an dir, was nur schwer zu beschreiben ist.« Er lehnte sich im Stuhl nach vorne und blickte mich eindringlich an. »Wir haben nur ein Problem, Paris. Die Behörde kann ihre Rufe nach dir ersticken – sie hat neue Waffen, die sie nur zu gerne testen würde – oder wir reichen uns die Hand. Die Entscheidung liegt bei dir, mein Junge. Du möchtest ihnen helfen, oder, den Menschen da draußen?«

Ich nickte.

»Was sie über die Tiere erfahren haben, es ist zu viel, um es für den einfachen Bürger zu verstehen«, fuhr er fort. »Nun zerstören sie ihre eigenen Straßen und Geschäfte und nehmen sich die Zukunft.«

»Mit Verlaub, welche Zukunft?«, fragte ich.

»Nun, mehr Jahre als erschossen auf der Straße. Vielleicht hören sie dir zu.« Er wirkte überfragt, kratzte sich am Kinn und lächelte. Seine Zähne blendeten mich. »Wollen wir noch ein Bild für die Staatszeitung machen lassen als Beginn unserer Freundschaft? Mein Fotograf verfolgt mich überall hin.«

Ich nickte. *Freundschaft?*

»Ordne besser noch dein Haar, das mögen die Zeitungen«, sagte er und stellte sich neben mich.

Ich leckte mir über die Hand und drückte die abstehenden Strähnen platt, wie Luna es mit Bos Haaren tat.

Der Präsident beugte sich zu mir runter und flüsterte: »Ich meine es gut mit dir, Junge, doch nicht jeder in der Hauptstadt teilt diese Sicht. Pass auf dich auf ... und auf deinen Fuchs! Wir wollen doch nicht, dass du ihn verlierst.«

Sein Fotograf erschien im Raum und schoss mehrere Bilder. Ich versuchte zu lächeln, auch wenn es schmerzte.

Sie verließen das Zimmer.

Was sollte das alles bedeuten? Meine Gedanken wurden unterbrochen. Eine Krankenschwester kam schimpfend ins Zimmer

und schloss die Schläuche wieder an meinem Arm an, bis ihr einfiel, wer vor ihr lag. Ich gähnte. Mit jeder Stunde, die ich nicht richtig schlief, baute sich mehr Adenosin in meinem Körper auf. Es sorgte für den Schlafdruck. Ich hatte es in einem der Bücher von Frau Winter gelesen. Der Mann vor meiner Tür hatte dieses Gefühl durch Koffein unterdrückt, dass Adenosinrezeptoren im Gehirn blockierte. Alkohol dagegen half als Einschlafmittel. *Auch bei Alpträumen?* Der Atem von einem der Ärzte roch nach Schnaps, zumindest nach Kaffee mit Schuss. Welche Wirkung das hatte, wusste ich nicht. Ich konnte mir nur vorstellen, dass es seinen Körper auf Dauer zerriss.

Doch irgendwann schloss ich die Augen und ich schlief ein. Ich landete in der Traumwelt, im immergleichen Alptraum, der wie Messer in meinen Gedanken steckte. Ich träumte, wie Daria im Wald erschossen wurde und meine Familie im Haus verbrannte. Ich weinte in der Nacht.

Mein Vater sagte, was du kennenlernst, nimmt dir die Angst. Was war das Schlimmste, das passieren konnte? Es waren die Bilder aus meinen Träumen. Meine Familie könnte umkommen. Oder wie mein Vater auch sagte, bereite dich auf Schlimmste vor, um nicht vom Schmerz ertränkt und als seelenloser Sklave deiner Gefühle wiedergeboren zu werden. *Sie können dir alles nehmen, nur deinen Charakter nicht.* ... außer natürlich mit Bohrern in meinem Gehirn.

* * *

Ein Geruch nach Maracuja und Vanille waberte durch den Raum. Ich spürte warme Lippen auf meiner Wange. Ich war wach oder doch nicht?

»Mein Paris«, hörte ich.

Ich bekam nur die Hälfte mit, die Krankenschwester muss wieder am Rädchen des Tropfs gedreht haben, als ich geschlafen hatte. Oder schlief ich noch? Ich hatte ihn jede Nacht und jeden Morgen abgedreht. Ich mochte keine Schmerzmittel. Sie betäubten weniger meinen Körper als meinen Geist. *Oder war es Zeppelin, damit ich nicht weglief?* Es ließ mich Schmunzeln.

»Mein Paris, aufwachen!«, wiederholte die Stimme.

Ich öffnete meine Augen. Es fühlte sich an, als ob ich träumte. Daria gab mir einen weiteren Kuss. Sie erzählte mir, wie viel Schlafsand in meinen Augen sei, und wischte ihn mit einem Taschenbuch weg.

»Bist du es wirklich?« Ich legte meine Hand an ihr Gesicht. »Du bist so hübsch wie die blauen Blumen in Frau Winters Garten.«

»Ja-ja. Sie sollten deine Schmerzmittel runterdrehen, Paris Meisner.« Sie lächelte und zeigte auf Menel, der seelenruhig auf dem Stuhl neben uns schlief. »Er war die ganze Zeit an deiner Seite, hat mir eine Krankenschwester erzählt.«

»... und dein grummeliger Vater?«, fragte ich. »Wird er mir nicht den Hals umdrehen, wenn er erfährt, dass du hier bist?«

Daria schüttelte ihren Kopf und nahm meine Hand. »Mein Vater hatte heute einen Termin im Hauptgebäude der Behörde ...«

Ich hörte ein Räuspern. Eine hohe Gestalt in einem braunen Anzug stand in der Ecke des Raumes. Der Stoff wirkte feiner gewebt als der von Schmidt. Ich zuckte zusammen.

»Paris, er wird dir nichts tun«, sagte sie.

Ihr Vater schaute mit kühlem Blick zu mir runter. »Du liegst nicht mehr in meinen Händen. Du liegst nun in den Händen der Behörde.«

»Das kenn ich schon«, flüsterte ich. »Schmidt hatte immer ein Auge auf uns.«

»Schmidt ist nur ein behördliches Nichts. ... Kommt ins Zimmer, Herr Meisner ist nun wach«, sagte ihr Vater laut.

Zwei Behördler betraten den Raum, ein Elektroschocker und ein Schlagstock hatte der eine am Gürtel. Der andere trug eine scharfe Waffe, seine Hand lag auf dem Lauf, der anderen war ein Plastikbeutel.

»Papa?«, fragte Daria.

»Es ist das Gesetz. Wer es bricht, wird bestraft, ob Bettler oder Royaler ... und selbst der Freund meiner Tochter.«

Sie lasen mir meine Anklageschrift wegen des verstorbenen Behördlers, der sich den Kopf bei uns im Garten aufgeschlagen

hatte, und anderer Vergehen vor: tätlicher Angriff mit Todesfolge, Widerstand gegen Vollstreckungsbehördler, illegaler Besitz eines Tieres, Veräußerung von tierischen Produkten.

Veräußerung tierischer Produkte? Meinen sie die Ratten, die wir an unsere Nachbarn verkauft haben?

»Sie dürfen das Land nicht verlassen«, sagte einer.

»Hatte ich nicht vor«, antwortete ich.

Einer der Männer zog eine weiße Fußfessel aus seinem Beutel. »Du weißt, was das ist?«

»Ja, ein Nachbar in unserem Dorf hatte mal so ein Teil.«

»Also dann weißt du, was passiert, wenn du sie abnimmst.«

»Ja ...«

»Duschen darfst du, tauchen besser nicht.«

Daria zog ihre Schuhe aus und legte sich neben mich ins Bett. Ihr Vater schickte die beiden Behördler auf den Flur.

»Nur damit du es weißt, meine Tochter wird diesen Ort heute wieder mit mir verlassen. Unser Zug fährt bald ab.«

Ihr Vater verließ das Zimmer.

»Du wirst wirklich gehen?«, fragte ich.

Sie nickte und legte ihren Kopf an meinen.

»Wann?«

»In einer Stunde ... aber ich musste dich einfach sehen. Ich habe dich auf der Bühne liegen sehen. Es war mehr Blut gewesen als sonst.«

»Du weißt doch, es sind nur Kratzer.«

»Es sieht dieses Mal nicht nach Kratzern aus.«

Ich zog vorsichtig die Nadel aus meinem Arm. Es ließ sie ihr Gesicht angeekelt verziehen.

»Solltest du das tun?«, fragte sie.

»Nein, die Krankenschwester wird wieder schimpfen.« Ich erinnerte mich an den Brief, in dem sie mich vor ihrem Vater gewarnt hatte. Sie fürchtete sich vor dem, was er mir antun könnte. Nun hatte die Behörde mich geschnappt ... »Du bist der Rebell von uns beiden, Daria, nicht ich.«

Sie sagte nichts.

»Vielleicht hat dein Vater recht. Du solltest besser in den Norden reisen. Du hast eine Zukunft und ich ...«

»... du bist die Zukunft. Du kannst dir nicht vorstellen, was auf den Straßen los ist, besonders im Norden, seit ... Du bist der verlorene Prinz.«

»Was bedeutet das schon? Die Menschen haben die Royalen getötet, schon vergessen?«

»Doch nun ist einer von ihnen ein Royaler« Daria drehte sich von mir weg, griff die Fernbedienung und schaltete den Fernseher ein. Die Straßen waren zu sehen. In verschiedenen Städten fanden Demonstrationen statt. Die gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen Behördlern und Demonstranten wurden noch immer nicht gezeigt. Keine brennenden Müllcontainer oder zerschlagene Fensterscheiben. Auch die Schützer der Tiere kämpften noch und doch blieb ihr Name ungenannt.

»Die Menschen wollen nicht mehr der Abschaum der Gesellschaft sein. Du bist einer von ihnen und nun bist du ... mehr.« Sie klang mit einem Mal traurig, ihre Stimme war zittrig. »Du bist unsere Hoffnung.«

Eine Träne rann ihre Wange hinab. Wir sagten nichts und spürten für einige Augenblicke nur unseren Herzschlag. Ihre Haut war weich. Ich hatte fast vergessen, wie schön sie sich anfühlte. Wir gehörten zusammen, seitdem wir Kinder waren. Und wir waren gemeinsam in diese Welt hineingewachsen. Ich wollte nicht, dass sie abreiste. Sie biss sich auf die Unterlippe und blickte mir tief in die Augen, der Raum zwischen uns war elektrisiert. Es kribbelte in meinem Körper. Ich wollte sie küssen, als die Zimmertür aufsprang.

Zeppelin trat mit einem Rollstuhl ein und musterte uns. »Ich sehe, du bist endlich aufgewacht. Du hast keine Zeit zu verlieren. Eine Krankenschwester muss verraten haben, dass du dich hier befindest. Die Reporter sind auf dem Weg. Das Land möchte seinen Prinzen kennenlernen.«

Er ging zurück zur Tür. »Ich gebe euch noch zwei Minuten, um Abschied zu nehmen.« ... und verließ den Raum.

»Du hast deine Bewacher. Nun kommst du wohl ohne mich klar«, sagte sie.

»Nur ein Teil von mir. Ich werde dich immer brauchen.«

»Versprochen?«, fragte sie.

»Ja, und du weißt ...«

»... ein Meisner bricht kein Versprechen.«

Sie umarmte mich und wir sagten die nächsten eineinhalb Minuten nichts mehr, ich vergaß alles um uns herum – es hätten auch Jahre vergangen sein können –, bis sich die Tür erneut öffnete. Ein behaarter Mann mit einer Kamera trat ein und filmt uns.

»Wer sind Sie?«, fragte ich. »Etwa ein Reporter?«

»Spiros Papadakis«, murmelte er wortkarg.

Menel stieß ein letztes Grunzen aus, das ihn aufweckte, und blickte sich verwirrt im Raum um. »Daria!? Und ... wer ist der da?«

»Spiros Papadakis«, wiederholte der haarige Mann.

Auch Zeppelin kam wieder ins Zimmer und stieß den Rollstuhl lieblos gegen das Bett. »Die Straßen füllen sich mit Journalisten und Reportern. Ihr habt Spiros schon kennengelernt? Er wird dich von nun an begleiten.«

»Er redet nicht viel, oder?«, fragte ich.

Zeppelin schüttelte den Kopf. »Dafür wird er nicht bezahlt. Und nun ab in den Rollstuhl, Junge.«

»Ich brauche den nicht.«

»Der Sammler sagte, ich soll dich schieben, also schieb ich dich.«

»Wenn du das sagst ...«

Daria blieb neben ihrem Vater im Flur stehen und blickte uns nur nach. Von der Krankenhauslobby aus sahen wir die unzähligen Kameras und Mikrofone, die auf mich warteten. Mein Herz hämmerte in meiner Brust. Doch plötzlich spürte ich, wie mich eine Hand griff, und Darias weiche Lippen auf meinen.

»Vergiss nicht, ich werde im Norden auf dich warten«, flüsterte sie.

Wir nahmen einen rückseitigen Ausgang, gingen an schwarz-uniformierten Söldnern vorbei und verschwanden in der Tiefgarage.

Die Überreste von verbrannten Automobilen standen noch an den Straßen. Behördler und Soldaten patrouillierten an Einkaufspassagen vorbei. Ich konnte mir nicht ausmalen, wie es in anderen Teilen des Landes aussehen musste. Doch es war nicht das einzige Geheimnis, das blieb. Schließlich hatte jemand auf mich geschossen. Wir waren auf dem Weg zum Sammler.

Zeppelin warf mir einen Aktenordner auf den Schoß, eine Liste mit qualifiziertem Personal war in ihm. Ich blickte ihn überrascht an.

»Es muss sich jemand um dich kümmern, nicht? Ich werde es bestimmt nicht sein«, sagte er.

Ich blätterte durch den Ordner. Ich brauchte Pressesprecher, Assistenten, Fahrer, Köche und Diener. Es waren Absolventen berühmter Schulen. Eine junge Frau sprach sieben Sprachen, nur um sich um einen Jungen zu kümmern, der froh war, eine Sprache zu beherrschen?

Ich schrieb auf einen kleinen Zettel mehrere Namen und reichte ihn Zeppelin.

Er schüttelte den Kopf. »Die willst du haben?«

Das Fahrzeug brachte uns aus der Stadt heraus. Einzelne überwucherte Straßenschilder zogen an uns vorbei, eines mit dem Wort: *Herrenhaus*. Doch in der Landschaft war bis auf Mauerreste kein Haus mehr zu sehen. In einem kleinen Ort, umgeben von Feldern, blieben wir stehen. Ein altes Fahrrad lehnte an einer Häuserwand und zwei Lederkoffer, als ob die Bewohner zu Staub zerfallen wären.

»In diesem Ort lebt kaum einer mehr, ihr seid hier ungestört«, sagte Zeppelin. »Es wird einer der letzten Momente sein, in denen du frei bist. Jeder Mensch wird bald dein Gesicht kennen ... wenn sie es nicht schon tun.«

Er führte mich in ein leeres, halb verfallenes Haus. Pflänzchen wuchsen in den Rissen der Wände. Der Sammler saß auf einem Klappstuhl in einer Küche, neben einem staubigen Tisch, ohne ihn zu berühren. Ein Schachspiel war aufgebaut.

»Spielst du?«, fragte er.

Ich schüttelte den Kopf. »Aber mein Vater wollte es mir eines Tages beibringen.«

»Emanuel und ich haben früher häufig Schach gespielt«, sagte der Sammler.

»Wer ist der bessere Spieler?«

»Noch habe ich keine Antwort darauf.«

Eine der Fensterscheiben war eingeworfen, außerhalb der Wände waren Stimmen zu vernehmen. Wir sollten doch alleine sein.

»Wo sind wir hier?«, fragte ich.

»An einem Ort, den ich noch von früher kenne«, antwortete der Sammler.

»Sind Sie hier etwa aufgewachsen?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, ich stamme nicht von hier und doch trage ich viele Erinnerungen von diesem Ort mit mir. Diese alten Häuser, Ruinen, sie zeigen uns, dass wir Menschen nichts Materielles zurücklassen, was bleibt.«

Zeppelin gab ihm meinen Zettel, flüsterte etwas und setzte seinen ersten Schachzug.

Die Augenbrauen des Sammlers hoben sich. »Wir haben offensichtlich etwas zu besprechen, Paris. Was ist das?«

»Mein Personal ...«

»Du hast eine einfache Lehrerin, einen mittelmäßigen Journalisten und einen Jungen, dessen Nachnamen du noch nicht einmal kennst, aufgeschrieben?«

»Das sind die Menschen, die ich kenne.«

»Kennst du sie wirklich? Die Lehrerin ist alle zwei Monate in der Klinik wegen ihrer Depressionen. Wusstest du das?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Das ist keine Welt für sie. Wir wissen nichts über die Menschen, bis wir sie lange genug beobachtet haben.«

Der Sammler fuhr fort, als hätte er jede Person, die jemals mit mir in Kontakt stand, durchleuchtet: Der Fahrer hatte mehrere Vergehen wegen Diebstahl, eines wegen Körperverletzung. Und den Journalisten sah er bei den Nichtigkeiten des städtischen Lebens gut aufgehoben.

»Jemand wie du braucht zuverlässige Leute«, sagte er.

»Sie kennen auch meine Akte und nur die Hälfte stimmt«, erwiderte ich.

»Du hast doch deinen Freund, diesen Menel. Ist das nicht genug?« Der Sammler setzte seinen Zug und deutete auf einen Koffer in der Ecke des Raumes, in dem alles war, was ich wissen müsste. Die Auswahl hatte er bereits für mich getroffen. Auch meinen Terminkalender würde ich in ihm finden. »Wir können nicht mehr nur an uns denken«, sagte er.

»Sie verlieren ihren Zoo, nicht wahr?«

»Wir werden alle unsere Opfer bringen müssen.«

Der Staat würde ihn übernehmen. Die Gesetze waren eindeutig: Kein Tier durfte in privater Hand liegen.

»Wie können Sie dann meinen Fuchs schützen?«, fragte ich. »Niemand wird ihn mir wegnehmen, oder?«

»Nein, du hast mein Wort. Ihm wird nichts geschehen, zumindest solange ich an deiner Seite bin.«

»Aber die Behördler im Krankenhaus ... und das Teil hier ...«, ich zog mein Hosenbein hoch und zeigte die Fußfessel.

»Der Staub muss sich nur legen. Der Staat wird dich vor seinen eigenen Dienern schützen.«

»Die Behörde wusste vom Zoo, oder?«, fragte ich.

»Ohne die Behörde hätte es ihn nicht geben können.«

Er verschob seine Dame. Zeppelin hatte keine andere Wahl, als sie zu schlagen.

»Wenn wir ehrlich sind, Paris, die Tiere können nicht mehr länger im Zoo gehalten werden. Manchmal muss man seine stärkste Figur opfern, um zu gewinnen.«

Der Sammler faltete die Hände in seinem Schoß und stieß einen tiefen Seufzer aus, mit ihm entwich die Anspannung in seiner Stimme. »Der letzte Royale und sein Fuchs ... es ist prächtiger, als ich es mir hätte vorstellen können«, hauchte er und sprach eine Weile zu mir. Es war Zeit, die Welt für die Tiere zu öffnen und ihnen ihren Lebensraum zurückzugeben. Die meisten würden sterben, auswildern konnte man nur wenige. Aber das war ohnehin ihr Schicksal, wenn wir jetzt nichts täten. Es war Zeit, sie zu befreien. Und ich war einer

seiner Bausteine, um die Behörde zu Fall zu bringen ... auch wenn er diese Worte nicht verlor.

Ich holte einen weiteren Zettel hervor, ergänzte mit einem Bleistift einen Punkt und reichte ihn dem Sammler. Zeppelin blickte mich skeptisch an. Es waren meine Wünsche, falls etwas Zeit in meinem Terminkalender blieb. Auf dem Zettel stand geschrieben:

- (1) *Hector aus der Klinik befreien.*
- (2) *Meine Familie wiedersehen.*
- (3) *Tante Augustine und Onkel Murphy besuchen.*
- (4) *Oswald Schwarz mein Beileid aussprechen.*
- (5) *Meinem alten Mathelehrer helfen.*
- (6) *Meiner Lehrerin Frau Pelgrimm helfen.*

Der Sammler reichte den Zettel weiter. Zeppelin schüttelte nur den Kopf. Es waren Kleinigkeiten für ihn. Meine Großmutter nannte die Kleinigkeiten das Salz in der Suppe. Ohne sie konnte man nicht existieren. Ich versank in Gedanken und lächelte.

»Meine Großmutter ...«, begann ich meinen Satz.

Zeppelin unterbrach mich. »Du fasst auch keinen Gedanken alleine, oder?«

»Manchmal.«

Der Sammler blickte auf: »Mach es genau so, wie Paris es möchte. Erfülle ihm seine Wünsche.«

Wir blickten ihn beide überrascht an.

»Alle?«, fragte Zeppelin.

»Alle.« Der Sammler setzte Zeppelin schachmatt. »Ist noch etwas, Paris?«

»Nein, ich habe gerade nur an die Ernte zuhause gedacht. Die Heidelbeeren hinterm Gewächshaus sollten reif sein. Brokoli, Zucchini ...«

»So-so.« Der Sammler stand auf, ein Diener kam angelaufen und nahm seinen Klappstuhl mit. »Wenn du als alter Mann

noch lebst, dann kannst du wieder Gemüse anbauen. Nun, ruh dich aus, Paris, morgen erwartet dich ein aufregender Tag.«

Der Tod ließ mich an den alten Mann aus dem Wald denken. Emanuel war in den Norden zurückgekehrt, um seine letzten Tage zu genießen, wie er sagte.

Als wir das Haus verließen, erwartete uns ein Kamerateam. Schwarze Haare überzogen ihre Arme und Nacken wie eine Decke, selbst die Frauen waren mindestens so haarig wie Spiros. Sie sagten kein Wort. Nur Menels rotes Haar guckte zwischen ihnen hervor. Die Papadakis sollen hervorragende Kameraleute gewesen sein.

»Frag nicht ...«, raunte Zeppelin nur.

In meinem Rollstuhl schob Menel mich durch eine alte Lindenallee. Zwischen den Bäumen waren die Papadakis mit ihren Kameras platziert. Zeppelin folgte uns mit zehn Meter Abstand. Am Ende der Baumreihe erblickte ich Lulu.

»Lulu!«, rief ich.

Er lief auf mich zu, sprang zitternd auf meinen Schoß und leckte mir übers Gesicht. Die wenigen Tage, die wir getrennt waren, mussten sich für ihn wie eine Ewigkeit angefühlt haben – als ob ich ihn für immer verlassen hätte und er wieder alleine wäre wie im Zoo.

»Ich hab dich vermisst, mein Kleiner«, sagte ich. »Ich werde auf dich aufpassen. Kein Behördler wird mir dich mehr wegnehmen. Und wenn ich das Land mit dir verlassen muss ... auch wenn ich das nicht darf.«

Ich hielt ihn für mehrere Minuten still in meinem Arm, bis ich Zeppelin hörte.

»Ist alles im Kasten oder müssen wir es nochmal drehen?«, fragte er die Papadakis. »Hat der Junge zu viel geredet?«

Eine der Schwestern schüttelte den Kopf.

»Also wenn das nicht die ein oder andere Träne aus den Leuten herauslockt ...«, sagte Zeppelin und blickte Menel an, der sich durch die Augen wischte.

Auf dem Rückweg in die Hauptstadt lief das Radio. *»Der Präsident wird heute Abend um 20 Uhr zum Volk sprechen und mit den Gerüchten in diesem Land aufräumen, also bleiben Sie dran. Nur noch wenige Stunden ...«*

Was würde geschehen? Die Regierung stand mit dem Rücken zur Wand. Würden sie zugeben, dass sie von der Existenz des Zoos wussten, oder würden sie es abstreiten? Egal, was sie täten, es würde sie zerfallen lassen und zeigen, dass ihr Behördensystem fehlerhaft war. Es gab keinen anderen Weg.

Einzelne Behördenwagen rauschten an uns vorbei. Die Behördler hatten die Menschen auf den Straßen niedergeschlagen und mit Wasserwerfern niedergespritzt, die die Wahrheit erfahren wollten – so wie es der Sammler erwartet hatte. Ihre Knochen würden heilen, doch ihre Wut würde bleiben. Die Regierung hatte nicht einmal eine andere Wahl gehabt. Ihre Städte wollten sie nicht brennen sehen. Denn ein korruptes System, das seinem Untergang entgegensah, konnte nur noch mit Waffengewalt und behördlichen Anordnungen regieren. Wie ein Bauer, der die Kontrolle über sein Land verloren hat und mit der Giftspritze ausrücken musste. Also was wollte der Präsident erzählen?

Und um sich zu retten, brauchten sie eine Ablenkung. War ich die Ablenkung? Und welches Spiel spielte der Sammler wirklich? Wollte er sie nur als Marionetten demaskieren? Oder verheimlichte er mir etwas? Ich wusste nichts, nicht einmal, wo ich die Nacht verbringen würde. Vielleicht würden sie mich nur zu Frau Winters Anwesen oder in ein Hotelzimmer fahren.

Einige Stunden später blieben wir in einem der ärmeren Viertel hinter einem Müllcontainer stehen, zwei Kinder lagen auf dem Bürgersteig und schliefen. Es war kurz vor 20 Uhr. Die Stockwerke der Hochhäuser türmten sich wie Pizzaschachteln in den Himmel. Menel saß mit einem Lächeln hinter der Scheibe, als ob es ihn an sein Zuhause im Block erinnerte.

»Was machen wir hier, Zeppelin?«, fragte ich.

»Der Junge, den du suchst, lebt im siebten Stockwerk.«

»Ich verstehe nicht ...«

»Der Sammler hat doch gesagt, ich soll dir alle deine Wünsche erfüllen.«

»Und die Rede des Präsidenten?«

»Der Junge wird einen Fernseher haben.«

Wir liefen das Hochhaus hinauf. Es war ein verwahrlostes Gebäude mit klebrigen Treppenstufen, in dem Ayo, der Junge, der mich damals zum Denkmal gefahren hatte, mit seiner Familie lebte. Er öffnete uns die Tür. Wir stürmten ins Zimmer. Seine Geschwister und seine Mutter setzten sich wortlos aufs Sofa, als sie uns sahen. Der Raum war klein und mit Jesusabbildungen gepflastert.

»Wo ist euer Fernseher?«, fragte ich.

Ayo deutete irritiert in die Ecke des Raumes. Es waren nur noch wenige Minuten bis zur Rede.

»Mach ihn schon an!«, zischte Zeppelin.

Ayo fummelte am Gerät herum.

»Er ist ein Gottesanbeter«, flüsterte Menel und blickte sich um, »ich wusste nicht, dass es sie noch gibt.«

Der Fernseher schaltete sich ein. Der Präsident stand an seinem Rednerpult. Er hustete mehrfach kräftig und trank einen Schluck Wasser. Wir hielten die Luft an, selbst Menel, der vor Nervosität eine der Jesusfiguren gegriffen hatte und ihr mit seinen klobigen Händen versehentlich das Kreuz abbrach. Er ließ sie schnell in seiner Tasche verschwinden, als Ayo für Schokoriegel und Süßgetränke in die Küche verschwand.

»Meine Damen und Herren, ich spreche heute zu ihnen, um Ihnen die Wahrheit zu verraten ...«, begann der Präsident seine Rede.

Kapitel 3

Ein Tier im Zoo

»Ein besonderer Junge hat vor wenigen Tagen, am Nationalfeiertag, zu uns gesprochen. Er hat die dunkelsten Stunden unseres Landes überlebt, die hunderte Royale ihr Leben gekostet haben. Paris ist in Norddamm auf dem Land aufgewachsen und hat ein zurückgezogenes Leben geführt. Doch nun ist er zurück an dem Ort, der einst die Heimat der Royalen war. Er hat seinen Fuchs aus einem Zoo gerettet und den Diebstahl der Tiere gelüftet. Sie sind gegen Krankheiten resistent, die Milliarden von ihnen getötet haben. Wir als Menschheit haben eine neue Chance erhalten. Es ist Zeit, dieses Wunder des Lebens mit Ihnen zu teilen. Der Zoo wird für alle Menschen geöffnet werden, mit Elefantenshows und Streichelgehengen. Leider müssen wir uns noch ein wenig gedulden, bis die Ermittlungen der Behörde abgeschlossen sind. Sie sucht nun nach den Schuldigen. Ihr Verbrechen war es, die Tiere dem Volk zu rauben. Die Behörde wird die Tiere nun schützen. Sie haben unser Wort!«

Die Rede des Präsidenten steckte wie Frost in meinen Knochen. Wir sagten nichts, bis wir ein Räuspern hörten.

»Also ich will nicht stören«, sagte Ayo vorsichtig, »aber warum genau seid ihr in unserem Wohnzimmer?«

»Verzeihung, natürlich ...« Ich trat einen Schritt vor. »Ich bin auf der Suche nach einem Fahrer.«

»Und du hast an mich gedacht, Herr Paris?«, fragte Ayo.

»Du bist mir in Erinnerung geblieben.«

Er stieß einen hochfrequenten Schrei aus und sank auf dem Sessel in sich zusammen. Wie aus einer Maschinenpistole schossen die Fragen aus ihm heraus. Er wollte wissen, ob er eine Fahrermütze bekäme und mir die Tür öffnen müsse. Die Fahrermütze pfände er bestimmt in einem Gebrauchtgeschäft

und die Tür könne ich alleine öffnen. Aber ich sei doch ein Royaler, meinte er. Im Fernsehen hatte man erzählt, dass die Royalen sowas nicht machten.

Zeppelin überreichte ihm einen Zettel, der alle Informationen über seinen Unterricht trug: Nahkampf, Fahrsicherheits-training, Umgangsformen, Allgemeinbildung ... und die Adresse eines Schneiders, auch für die Fahrermütze, die er sich wünschte.

Wenig später blieben wir bei einer zweiten Adresse in einem der anderen Außenbezirke stehen. Ein kleiner Garten mit mehreren verdursteten Büschen und eingetrockneten Tomaten lag vor einem weißen Holzhäuschen, das bessere Zeiten kannte. Meine Begleiter warteten beim Automobil. Vier weitere schwarze Fahrzeuge mit schwerbewaffneten grimmigen Söldnern waren in der Straße verteilt.

Ich klopfte an die Tür. Kinderschritte tippelten hin und her. Der Vorhang an der Tür öffnete sich. Anin blickte mich mit großen Augen an, an seinem Bein hing ein kleiner Junge mit Mondgesicht und roten Wangen.

»Oh, Gott, nein, nicht du!« Er setzte einen Schritt zurück in den Flur und schloss den Vorhang. »Du solltest besser wieder gehen, Paris. Wenn ich mit dir gesehen werde, stehen die Zeitungen vor meinem Haus ... oder die Behördler. Den Rummel kann ich nicht gebrauchen.«

»Ich möchte Sie als Vertrauten haben. Sie kennen die Stadt und wissen, wie sie tickt«, sagte ich durch die geschlossene Tür.

»Sind wir uns so vertraut?«

»Nein, aber ich habe gelesen, was Sie schreiben.«

»Niemand liest, was ich schreibe ... nicht mal meine Frau.«
Stille.

»Sind Sie noch da?«, fragte ich.

Ich hörte seinen Atem durch die Tür, bevor sie aufsprang. »Wirf besser keinen Blick auf unsere Pflanzen, das Wasser ist gerade teuer.« Er blickte an mir vorbei in seinen Garten, atmete tief ein und senkte seinen Kopf. »Paris, ich kann dir nicht helfen. Du siehst, ich habe meine Familie. Ich stempel um 8

Uhr bei der Zeitung ein und um 18 Uhr aus. Aber es ist ein Job. Und meine Familie hat zumindest Essen auf dem Tisch.«

Sein Sohn zog ihm am Ärmel.

»Bitte entschuldige mich nun, der kleine Wadenbeißer möchte was vorgelesen bekommen.« Anin machte eine Verbeugung, sein Sohn tat es ihm gleich, und schloss hastig die Tür.

»Lebe wohl, Prinz von Norddamm«, hörte ich ihn noch durch die geschlossene Tür sagen. »... und erzähl deinen Gorillas an der Straße, dass sie lächeln sollen, sie machen mir schreckliche Gänsehaut.«

Ich konnte es ihm nicht verübeln, dass er sich vor den dunklen Gassen der Hauptstadt, in denen ich über Nacht unfreiwillig aufgewacht war, fürchtete, und selbst vor den Söldnern. Ich tat es auch. Und was sollte man von einem Mann erwarten, der – wie Zeppelin meinte – in seinem Leben zwei Auszeichnungen erhalten hatte, einen Kartoffelkäfer auf einer Stecknadel von seinem Großvater und eine Tapferkeitsmedaille, weil er als Kind mit dem Nachbarsmädchen verwechselt worden war?

* * *

Es war bereits dunkel, als wir vor einem schwarzen Metalltor stoppten. Es war dreimal so breit und hoch wie unser Wagen. Es öffnete sich. Zwei Wachen in ulkigen roten Anzügen mit einem Fellpuschel auf dem Kopf salutierten. Eine Rasenfläche zog an uns vorbei. Der Garten war beleuchtet. Buchsbäume zierten die Wege. Bis wir vor einem Palast stehen blieben.

»Und was machen wir hier?«, fragte ich Zeppelin.

»Du kennst die Antwort. Es war die letzten Jahre nur ein Museum gewesen. Nun ist es dein neues Zuhause.«

Menel sprang aus dem Wagen und stürmte die Stufen des Palastes hinauf. Zwei Frauen in schwarzen Kleidern öffneten die Tür und machten einen Knicks. Menel machte es ihnen nach.

Rote Teppiche führten durchs Haus. Kronleuchter hingen von den Decken. Verzierter Stuck fand sich in jeder Ecke. Die Wohnräume waren mit Bildern der Royalen – sie reichten hun-

derte Jahre zurück – dekoriert. Merkwürdige Gestalten mit gezwirbelten Schnauzbärten. Ich erwischte Zeppelin, wie er minutenlang vor einigen der Gemälde stand und die Pinselstruktur zu studieren schien. Ebenso bemalte Vasen aus verschiedenen Epochen, Teppiche und Kerzenständer. Es wirkte fast so überladen wie das Krimskramslager meines Vaters. Das Bett, in dem ich schlafen sollte, war größer als mein Zimmer auf unserem Bauernhof. In diesem Gebäude konnte niemand wohnen, der selbst den Staub und die Böden wischte. Selbst die Toilettensitze waren makellos, auf und unter den Sitzen. Ich hatte bereits neun Hausangestellte gezählt und mehr Badezimmer, als es Räume bei uns gab. Die Schränke waren gefüllt mit Anzügen für jeden Anlass – vom dünnen weißen Leinenanzug für Gartenparties bis hin zum edlen Smoking.

Ich hätte gerne die Gesichter meiner Geschwister gesehen, wenn sie diesen Ort gesehen hätten. Vermutlich hätten sie weiterhin nur auf dem Boden geschlafen. Meine einzige Angst war, mich in diesem Gebäude zu verlaufen. Leider konnte ich nicht bei Frau Winter wohnenbleiben. Sie wollte es nicht.

Plötzlich hörten wir Schreie aus dem Nebenzimmer.

»Menel?«, rief ich.

Ich lief verfolgt von Spiros hin. Menel lag in einem Berg Hemden auf dem Boden in seinem eigenen Kleiderschrank.

»Ich glaube, ich brauche eine Landkarte, um meine Socken zu finden«, sagte er.

»Und ich, um die Toilette ...«

Zeppelin warf nur einen kurzen Blick ins Zimmer, schüttelte den Kopf und verschwand wieder. Ich folgte ihm. Meine Narbe an der Schulter brannte. Ich dachte an den unbekanntes Attentäter, dem ich sie zu verdanken hatte. »Zeppelin ...?«

»Was willst du?«, brummte er und blieb im Flur stehen.

»Glaubst du, Oswald kann meinen Tod gewollt haben?«

Er zuckte mit den Schultern. »Es kann die halbe Stadt gewesen sein.«

»Wo warst du eigentlich, als der Schuss fiel?«, fragte ich.

»Ich hatte Feierabend.«

»Und ...« Zeppelin hatte nie Feierabend.

»Still, Jungle!«

Ich glaubte, er tat nur so streng, ein bisschen wie mein Vater. Auch schien Zeppelin dem Sammler nichts von meinem kleinen Ausflug mit Mara erzählt zu haben. Er blieb ein geschlossenes Buch, doch die Seiten, die ich von ihm sah, mochte ich.

»Übrigens, danke für deine Hilfe heute ... mit Ayo und Anin.«

»Ich mache nur meine Arbeit. Und jetzt ab ins Bett.«

»Zeppelin? Es ist 22 Uhr.«

»Wann gehen Kinder denn ins Bett?«

* * *

Wort für Wort spielte die Rede des Präsidenten in meinem Kopf ab, als ich im Bett lag. Würden sie die Gesetze anpassen lassen, als ob die letzten Jahre nur eine graue Wolke im Gedächtnis der Menschen gewesen wären? Was geschah mit den Menschen, die in einer Klinik saßen, weil sie sich *eingebildet* hatten, Tiere gesehen zu haben? Oder waren es wirklich nur Gerüchte gewesen und niemand saß in einer Klinik? Die Wahrheit war begraben. Der Präsident hatte es mir bewiesen. Könnte die Behörde nun noch immer gegen mich ermitteln?

Es war auch die Behörde, die auf Beschluss der Regierung unzählige Tiere getötet hatte, aus Angst, dass sich Menschen anstecken und sterben könnten. Ich erinnerte mich an die Kindergeschichten über blutrünstige Meerschweinchen, die uns unsere Lehrer erzählt hatten ... und wie Behördler die kleinen Tierchen in gelben Schutzanzügen einsammelten und verbrannten. Sie befolgten die Befehle, doch wir schauten nur zu und glaubten ihren Worten. Denn viele der Krankheiten waren für die Tiere harmlos gewesen ... selbst für die meisten Menschen. Und nun wollten die Männer und Frauen von der Behörde die Tiere schützen? Im Zoo? So wie sie die Menschen schützten? Sie hatten nur zugeschaut, als Puder und Lippenstift an Laboraffen und Hunden getestet worden waren. Und sie schauten zu, wie Menschen sich mit Nahrungsmitteln aus dem Supermarkt

oder den Müllcontainern, übergossen mit Rattengift, vergifteten. Es ging nie um Menschenleben. Also wen schützten sie?

Und was würde morgen geschehen?

* * *

Es war eine kurze Nacht. Mehrere Stunden war ich mit Lalu durch die leeren Gänge des Palastes geschlendert, die im Licht der Morgensonne wie ein Gemälde wirkten. Die Stille vor dem Sturm. Ich beobachtete das Hauspersonal vom Fenster aus. Sie rauchten und versteckten ihre Zigaretten unter einem Stein im Innenhof. Wenn Zeppelin sie erwischte, könnten sie ihre Stelle verlieren. Sie mussten sich wohl noch an ihn gewöhnen. Zeppelin verabscheute Zigaretten. Sie ließen Menschen stinken. Auch meine Tante war Raucherin.

Hinter dem schwarzen Zaun standen die Bewohner der Stadt und starrten zu den Fenstern. Sie warteten. Ich wusste nicht genau, worauf. Wahrscheinlich, um einen Blick auf mich zu erhaschen. An diesem Tag blieben die Besucherräume und der Park geschlossen. Ich sollte mein Haus für mich alleine haben. Nur hin und wieder erblickte ich Spiros mit seiner Kamera.

»Herr Paris, möchten Sie einen Tee trinken? Oder Butterkekse? Haferschleim?«, fragte einer meiner Diener und trat an mich heran. Es war ein älterer Herr mit lichtem Haar, dem ein zittriges Tablett in den Händen lag. »Ich habe gehört, sie mögen die einfachen Dinge des Lebens.«

»Nein, vielen Dank«, antwortete ich. »Ich esse kein Frühstück.«

»Notiert.« Er blieb vor mir stehen, als ob er auf eine Anweisung wartete.

»Wie heißen Sie?«, fragte ich.

»Albert, mein Herr.«

»Darf ich meinem Freund ein Frühstück aufs Zimmer bringen? Ich müsste nur wissen, wo die Küche ist.«

»Sie dürfen alles. Aber wenn Sie mögen, versorge ich Herrn Tiff mit einem reichhaltigen Mahl. Ihre Köchin macht die

besten Pfannkuchen und Spiegeleier. Wir haben sogar Straußeneier für sie besorgt.«

Straußeneier?

Alberts Eltern hatten bereits an diesem Ort gedient. Die letzten Jahre waren es nur Staatsgäste oder Touristen gewesen, die er versorgte hatte. Er freute sich, dass es endlich wieder ein echtes Blaublut war, dass durch die heiligen Hallen und Räume – wie er sie nannte – wanderte. Er wirkte fast ehrfürchtig vor dem Blut in meinen Adern. Er konnte mir tausend Geschichten erzählen, zu jeder Kerbe in den Holzschränken, so wie meine Großmutter damals über unseren Wald.

»Und wissen Sie was, ich kann Ihnen auch gerne die geheimen Türen und Gänge dieses Ortes zeigen. Nur für alle Fälle. Ein Weg führt vom Esssaal direkt in ihre Gemächer. Wenn Sie etwas brauchen, mein Herr, ich stehe Ihnen Tag und Nacht zur Verfügung.«

»Nennen Sie mich bitte Paris.«

»Mein Herr, das ist alles, was ich nicht für Sie tun kann.« Er lächelte mir zu, verbeugte sich und schlürfte mit kleinen Schritten davon.

Da marschierte eine zierliche, junge Frau mit blasser Haut auf mich zu und pustete sich vor mir auf. »Ach, da sind Sie, Herr Paris, wir suchen Sie schon überall. Folgen Sie mir bitte.«

Sie hieß Anna. Ich kannte sie aus dem Ordner, sie war meine neue Assistentin und hatte rasant schnelle Schritte. Sie reichte mir im Gehen eine Zeitung. *Ist es die große Liebe*, fragte der Zeitungsartikel mit einem Bild von Daria und mir im Krankenhaus – ihr Gesicht war zum Glück kaum zu erkennen.

»Sein Sie nicht überrascht«, sagte Anna. »Das ist nur der Anfang ...«

»Der Anfang wovon?«, fragte ich.

»Sie wissen schon ... Die Kameras warten in der Bibliothek auf Sie.«

Kapitel 4

Das Schachspiel

Sie führten mich in die alte Bibliothek des Anwesens. Drei Tassen wackelten in Alberts Händen, sie standen auf dem silbernen Tablet. Eine stellte er vor dem Mann mit der goldenen Stimme ab, die das ganze Land aus dem Radio kannte. Ich war wieder von Kameras und den Papadakis umgeben, ein helles Licht strahlte uns an. Auch Spiros, der mich seit dem Krankenhaus wie die Krätze einen Obdachlosen verfolgte. Was sie mit den Aufnahmen planten, wusste ich nicht. Einen Teil stellte er ins Internet. Zum Glück hatte ich nichts zu verstecken. *Oder doch?* Immerhin begleitete er mich nicht in eines der Badezimmer – es waren achtundsiebzig an der Zahl.

Meine Stimme und meine Bilder wollten sie auch übers Fernsehen und Radio ins ganze Land senden. Ich hielt Lulu auf meinem Schoß. Er bekam von dem ganzen Trubel wenig mit, als ob er sich schon daran gewöhnt hätte. Ihm fiel es leichter als mir, ich glaubte fast, ihm gefiel es.

Ich beobachtete Zeppelin. Seine Bewegungen wirkten wie einstudiert, er stellte seine Uhr nach, zwei Stück künstlicher Zucker landeten in seiner Tasse - Menel nahm fünf. Zeppelin kontrollierte jeden Eingang und Ausgang, diese Beobachtung hatte ich bereits gemacht. Also wieso hatte er mich mit Mara gehen lassen? Es blieb nicht viel Zeit, sich Fragen zu stellen. Der Radiosprecher schnipste mehrfach mit den Fingern vor meinem Gesicht.

»Fühlst du dich gut?«, fragte er.

Ich nickte und wischte mir meine feuchten Hände ab.

»Aufgeregt, was? Es wird dir schon keine Schlange in den Fuß beißen«, sagte er und zwinkerte. »Ausgezeichnet, dass sie deine Verletzungen nicht überschminkt haben, gewöhnlich

erhält alles in der Stadt eine dicke Schicht. Du erzählst uns einfach alles, so wie du es erlebt hast, okay?»

»Nur die Wahrheit?«, fragte ich.

»Nur die Wahrheit. Deine Stimme wird mehr Macht haben als ein Gewehr. Wollen wir?«

Ich nickte erneut. Die Kameras schalteten sich ein. Auf verschiedenen Sendern wurden Ausschnitte meiner Geschichte immer und immer wieder erzählt, wie ich meinen Fuchs aus dem Zoo gerettet hatte. Für meinen Geschmack klang sie zu heroisch. Ich hatte auch von Daria und Menel erzählt, doch keiner sprach über sie. Und keiner sprach davon, wem der Zoo tatsächlich gehört haben könnte. Ich war kein Held und ich wollte es niemals sein. Sie zeigten auch mich im Rollstuhl, wie ich Lalu in die Arme schloss, um die Menschen zu Tränen zu rühren.

Nur zwei Fernsehsender stellten kritische Fragen, der eine hielt mich für den Teufel, der andere für eine Marionette der Herrscherklasse. Ich glaubte, ich war beides nicht. Was wenn wir alle nur Marionetten waren, ohne es zu wissen? Und alle nur eine fremde Rolle spielten oder gar mehrere, weil wir glaubten, es sei der einzige Weg um durchs Leben zu navigieren. Und alle, die sich stritten, merkten nicht, dass sie nur Holzköpfe hatten. Dabei gab es nur ein Theater, in dem wir spielen sollten und die Fäden in die Hände nehmen konnten, das in unserem eigenen Kopf. Und doch hatte ich das Gefühl, dass die Fäden meinen Händen entglitten. Es war schwer, mich daran zu erinnern, wer ich war, bei all dem Lärm. Konnte eine Stimme wirklich mehr Macht haben als ein Gewehr?

Es war der Beginn der Flut. Eine Welle nach der anderen schwappte über mich hinweg. Mal trug ich im Fernsehen einen blauen Pullover, mal einen dunklen Anzug. Selbst den weißen Leinenstoff führte ich in einen Rosengarten aus. Ich saß einer Frau in einem bunten Kostüm mit schriller Stimme gegenüber, in einem weißen Pavillon. Sie war berühmt und reich, hatte mir meine Assistentin erzählt, und sah so aus, wie man sich die Hauptstädter vorgestellt hatte. So, wie ich meine Tante Augus-

tine in Erinnerung trug. Es folgten die letzten Anweisungen. Ich sollte nicht zu den Kameras blicken.

»Wo hast du deinen Fuchs gefunden?«, fragte sie.

»Ich habe ihn bei uns im Gartenschuppen gefunden. Ich habe ihn erst für einen Pullover meiner Mutter gehalten.«

»Faszinierend, du musst aus allen Wolken gefallen sein. Wann wusstest du, dass es ein echter Fuchs ist?«, fragte sie schrill.

Ein Lächeln erschien auf meinen Lippen. »Es wäre eine sehr kleine Maschine gewesen. Als ich Lulu entdeckte, war er noch ein Welp.«

Sie erklärte ihren Zuschauern, was Welpen seien.

»Die Schusswunde ist zu erklären, doch woher stammen die anderen Verletzungen? Die gebrochenen Rippen, dein blaues Auge?«, fragte sie.

Die Frage stand nicht auf der Liste, die meine Assistentin mir gegeben hatte.

»Die gebrochenen Rippen stammen von einem Sturz aus einem Imbissfenster«, antwortete ich.

»Ein Imbiss?«, fragte sie nach. »Wo könnte Paris essen gehen?«

»Ich sollte Ihnen lieber nicht sagen, wo er sich befindet, sonst wird er noch wegen hygienischer Mängel geschlossen, wenn die falschen Kunden kämen.«

»Und die anderen Wunden?«, fragte sie.

»Es war jemand aus meinem alten Leben. Aber die Wunden verheilen.«

»Du bist diesem Unbekannten nicht böse?«

»Nein, ich mache auch Fehler. Ich hätte nur besser einen Helm getragen.«

»Seinen Tee zu verschütten, das ist ein Fehler, aber das ...«

Ich dachte an meine Großmutter, und das Gerücht, dass verschmutztes Wasser sie umgebracht hatte, ans Schwimmbad und den Zoo mit Maschinen – der Fehler war geschnappt worden zu sein –, die kaputte Kettensäge, die ich im Regen vergessen hatte.

»War es ein Klassenkamerad? Oder eines der befleckten Kinder aus dem Block?«, bohrte sie nach.

»Nein«, antwortete ich und schüttelte den Kopf. »Wissen Sie, mein bester Freund stammt aus dem Block.«

»Faszinierend. Der Prinz und sein Freund aus dem Block. Du hingst selbst an einer Wand als Kind, nicht? Es sind die Narben an deinen Händen.«

»Als ich zwölf oder dreizehn war, ja.« Ich zeigte ihr meine Hände.

»Einfach faszinierend. Wie fühlt es sich an, wenn ein Nagel dein Fleisch durchschlägt?«

»Kalt.«

»Du bist aber ein Spaßvogel! Kannst du uns mehr zum Attentäter erzählen?«, fragte sie und spielte die Bilder ein, als ich auf der Bühne stand. Kurz bevor der Schuss fiel, stoppte sie die Aufnahme. »Und da kommt er ...« Sie pfiff, als die Kugel mich traf.

Ich fasste meine Schulter an. »Ich kenne ihn leider nicht. Wenn Sie seine Adresse hätten, könnte ich seiner Familie Blumen schicken.«

»Du meinst, weil die Behörde ihn festnehmen wird?«

»Ja, vermutlich.«

»... und ein Zuckerjunge bist du auch!«

Zeppelin schlug die Hand vors Gesicht und schüttelte den Kopf. Seine Lippen bildeten ungläubig das Wort: »Blumen?«

»Aber die Behörde sucht sicherlich eifrig nach ihm«, sagte sie, »mich würde es nicht wundern, wenn er im Block lebt.«

Die Frau klang wie eine andere Person, als sich die Kameras ausschalten und die Werbung einspielte. Ihre Stimmfarbe änderte sich, sie klang tiefer.

»Darf ich Sie noch etwas fragen?«, sagte ich.

Sie nickte.

»Kennen Sie ein Kind aus dem Block?«

»Ich habe nichts gegen Sie, Paris. Es ist nur, was meine Zuschauer hören wollen.« Sie ließ sich das Mikrofon und ihre Perücke abnehmen und verschwand in einem Gang.

Ich selbst hatte nie ein Leben im Reichtum verstanden. Doch wenn man in einem Palast leben musste, konnte man es auch genießen. Und ich tat es. In Unterhose rutschten Menel und ich durch die langen Gänge und spielten Klavier im Musikzimmer, zumindest probierten wir es. Es ließ mich nicht die Behörde vergessen, die jeden Tag an meine Tür klopfen könnte, um Lalu abzuholen. Oder mich, soweit ich wusste, wegen all der Verbrechen, die sie mir vorwarfen.

Man führte mich in Sportstadien und Lichtspielhäuser, in Krankenhäuser und Altersheime, um Kindern und Alten Geschichten vorzulesen. Ich hielt selbst die Hand einer alten Dame, als sie starb. Häufig dachte ich an den verlassen Zoo mit den Obdachlosen und daran, sie zu besuchen, so wie ich es früher getan hatte. Es blieb keine Zeit, meinte Zeppelin. Er würde mir in den Rücken schießen, sollte ich den Palast ohne ihn verlassen. Auf der letzten Seite einer Zeitung hatte ich einen Artikel über die Zeltsiedlungen von Obdachlosen gelesen, der von bunter Werbung verschluckt worden war.

In Geschäften konnte man sogar Figürchen kaufen, die nach mir aussahen, und Schirmmützen und T-Shirts, die meinen Namen trugen, selbst Kuscheltiere, die aussahen wie Lalu oder der Teddybär mit fehlendem Knopfauge, den ich zur Geburt bekommen hatte. Nur dass diese ein Preisschild trugen. In welcher Mülltonne würde ich wohl als Figürchen landen ... oder auf welcher Müllhalde? Ich hätte es gerne verhindert, die Welt brauchte nicht noch mehr Dinge. Zeppelin teilte mir mit, dass es unmöglich sei. Noch konnte niemand die Fabriken zum Stehen kommen lassen, vielleicht wollten die Menschen nur die Leere in ihren Herzen ausfüllen.

Es war fast, als ob die Menschen glaubten, durch mich zu leben. Sie tanzten um mich herum wie berauschte Derwische, als wäre ich ihr Tor zur göttlichen Welt. Ich hatte nichts geschafft, um dies zu verdienen. Ich konnte Brokkoli anbauen, doch deswegen bewunderten sie mich nicht, sondern nur weil ich ein Royaler war. Ich wurde wie ein Schauspieler behandelt, der seine Rolle nicht ablegen konnte. Selbst das Staatsfernsehen kündigte mich bereits für das jährliche Weihnachtsbankett beim

Präsidenten an. Je mehr man mich zeigte, desto mehr wollte man mich sehen.

Am Ende gewöhnte man sich an alles, an juckende Schuppen, fades Essen und selbst an Spiros und die haarigen Papadakis. Und doch kam ich mir in vielen Momenten vom Leben abgeschnitten vor, wie ein Affe in einem Zoo. Ich pendelte zwischen Fernsehstudios und dem Palast hin und her.

Und alle zwei Wochen blieben Zeppelin und ich vor einem kleinen Häuschen in einem Außenbezirk stehen – es war unser Geheimnis. Es waren die Abende, an denen Menel sich mit seiner Freundin Foxie traf. Das Haus gehörte meiner Tante und meinem Onkel, Zeppelin hatte sie ausfindig gemacht. Ich stieg nie aus, ich beobachtete sie nur vom Automobil aus. Denn es war verstörend, nicht wie sie lebten, sondern was sie taten. Bereits am ersten Abend hatte ich es gesehen. Ich war mir nicht sicher, ob ich mich für sie schämte und Menel deshalb niemals mitnahm.

* * *

Menel brachte drei Säcke gefüllt mit Briefen ins Zimmer. »Sieben weitere Säcke warten noch auf dich«, sagte er und wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Das ist nur von dieser Woche.«

Die Briefe kamen aus allen Teilen der Welt. Mein ganzes Leben lang hatte ich gerne gelesen – die Verpackung von Cornflakesschachteln, Tierbücher, Wörterbücher, Beipackzettel, wenn ich auf die Blutabnahme gewartet hatte, die Postkarten von Tante Augustine und Onkel Murphy –, doch nie hätte ich damit gerechnet, dass ich eines Tages einen Brief, der an mich adressiert war, nicht lesen würde. Nachrichten überfluteten auch mein E-Mail Postfach. Einige Männer und Frauen schickten mir selbst Bilder ihrer nackten Körper oder Körperteile – Füße, Genitalien und Brustwarzen – und erzählten von den Dingen, die sie mit mir tun wollten.

Die meisten Briefe landeten im Kamin, tausende wurden von meinen Mitarbeitern beantwortet. Abends erblickte ich häufig Menel – mit Stift, Papier und Hornbrille – an einem der

verzierten Tischchen. Zeppelin muss ihm die Brille besorgt haben. Er war mehr wie ein Vater für uns, auch wenn er es nicht zugeben wollte. Gewöhnlich schrieb Menel den Kindern aus dem Block. Er erkannte ihre Briefe an den zerknickten Ecken.

»Ich hab was für dich, Paris.« Menel ließ die Säcke auf den Boden fallen und zog eine Plastikfigur aus seiner Hosentasche. »Dieses Mal hast du sogar einen Hut auf.«

Er sammelte diese Figuren. Sie standen im ganzen Zimmer verteilt. Ich ging in die Hocke und betrachtete mein Abbild. Es sah aus wie die Kleidung eines Wildhüters. Menel kniete sich neben mich und nahm mich in den Arm.

»Du bist kaputt, oder?«, fragte er.

»Ich habe nur wenig geschlafen in den letzten Wochen.«

Es waren 98 Fernsehsendungen, 274 Zeitungsberichte, 27 Beerdigungen, 73 Krankenhausbesuche, sieben Einweihungen von Kreuzfahrtschiffen, selbst ein Kindergeburtstag von einem der Kinder eines Billionärs. Ich hatte die Kinder in einen Wald mitgenommen und ihnen die Geschichte der Tiere erzählt.

Den Moment mit der alten Dame im Altersheim nutzte ich wieder und wieder, um mich zu erinnern, wie sich das Leben anfühlte. Ich hatte ihre Hand gehalten, die fast so rau war wie die meiner Mutter. Sie nannte mich mein Herr – so wie es Albert tat – und erzählte mir, wie sie als junges Mädchen, als ihr Leben zu erblühen begann, einen Kuss von einem royalen Jungen bekommen und diesen Gedanken wie ein Bild eingerahmt habe. Sie nannte mich einen hübschen Jungen. Ich gab ihr einen Kuss auf die Wange, bevor sie starb. Nie habe ich jemanden so friedlich lächeln sehen, für sie war es wie eine Zeitreise gewesen. Und für mich gab es keinen Ort, an dem ich lieber gewesen wäre, als bei diesem wundervollen alten Menschenwesen. Es waren Momente, die heilsame Narben auf meiner Haut zurückgelassen hatten, etwas, um sie nicht vergessen zu können.

Nun warteten die Menschen im verlassenen Zoo auf mich. Ich durfte auch sie nicht vergessen.

* * *

In einer Nacht wanderte ich wieder durch die leeren Gänge des Anwesens, als ich Stimmen hörte. Sie kamen aus dem Erdgeschoss. Ich schlich die Treppe hinab. Im Kronleuchterzimmer saßen Zeppelin und der Sammler und spielten Schach. Die Glasvitrinen mit royalen Relikten umgaben sie. Ein kleiner Pinguin tappte durch das Zimmer.

»Du spielst mit dem Feuer. Die Behörde wird immer stärker«, sagte Zeppelin. »Und wenn du dem Jungen nicht bald die Wahrheit erzählst, wird er sie selbst finden. Er wird niemals aufhören, Fragen zu stellen.«

»Es ist noch nicht an der Zeit.«

»Die Behörde hat den Schützen heute Nacht in einem Außenviertel erschossen ...«, erzählte Zeppelin.

»Ich habe es schon gehört.« Der Sammler schlug Zeppelins König. »Bereite die LKW vor.«

»Wie lange muss ich noch auf den Jungen aufpassen?«

»Solange, wie er dich braucht.«

Der Sammler erhob sich aus dem Sessel und verschwand durch einen Hinterausgang.

Der Attentäter war tot?

---ENDE DER LESEPROBE---

AKT I

- Kapitel 1 Ein Wunder
- Kapitel 2 El Presidente
- Kapitel 3 Ein Tier im Zoo
- Kapitel 4 Das Schachspiel
- Kapitel 5 Das Opium der Massen
- Kapitel 6 Schlangenleder
- Kapitel 7 Die Holzhütte
- Kapitel 8 Untergang eines Tigers
- Kapitel 9 Ein stinkender Fischkopf
- Kapitel 10 Heimkehr

AKT II

- Kapitel 11 Der Norden
- Kapitel 12 Das Geheimnis um Grimm
- Kapitel 13 Das weiße Gefängnis
- Kapitel 14 Das letzte Abendessen
- Kapitel 15 Der Plan eines Kindes
- Kapitel 16 Die Hölle
- Kapitel 17 Das Bauernlied
- Kapitel 18 Der Bruch
- Kapitel 19 Die Fabrikanten
- Kapitel 20 Der Sturm
- Kapitel 21 Der Angriff auf den Zoo
- Kapitel 22 Der Stromausfall
- Kapitel 23 Meine Familie

AKT III

- Kapitel 24 Ein Elefant vergisst nicht
- Kapitel 25 Die Welt der Rebellion
- Kapitel 26 Semper fidelis (immer treu)
- Kapitel 27 Der letzte Urwald
- Kapitel 28 Der verbotene Wald
- Kapitel 29 Die Jagd

AKT IV

- Kapitel 30 Im Käfig

Kapitel 31 Eine sprechende Chimäre

Kapitel 32 Ein Feuerwerk

Kapitel 33 Leichen im Keller

Kapitel 34 Der letzte Royale